

Konrad Fischer

Über Examen, Theologie und Lernen

Beitrag zur Examenstagung der Evang. Landeskirche in Baden

12. November 1996 in Kürnbach/Bretten

Das Gefühl, mit dem ich gestern - in Vorbereitung auf unser heutiges Gespräch - die Prüfungsordnung der Evang. Landeskirche in Baden las, hat einen Namen. Es heißt: O!

O, was wird da verlangt. O, welche Fülle der Anforderungen und Erwartungen. O, welch administratives Geflecht, welch weisungsbewußte Sprache. Das deutsche Beamtengerundiv ("der Student hat anzufertigen, hat vorzulegen, dieses und jenes ist einzureichen") feiert ein Fest. Im Lesen erinnere ich mich, wie mich das nämliche Kribbeln und unterhätige Schwimmen überfiel, welches mich gestern erfaßte - das nämliche damals, 1968, als ich zum erstmal solchen Text als mich unmittelbar und existenziell betreffend las. Nur war es damals ein brennendes und beunruhigendes. Wie komme ich da durch? Ich und mein Wissen resp. Nicht-Wissen werden verwaltet, geprüft, gewogen, angenommen oder - was viel wahrscheinlicher ist - verworfen. Also ich erinnere mich an meine eigene Vorbereitung auf das 1. Examen als an den ersten massiven Zusammenstoß zwischen meinem zu jener Zeit ausgereiften, studentisch voll sozialisierten u. d. h. auf Subjekthaftigkeit, Selbsttätigkeit, Eigensteuerung und Autonomie ausgerichteten Selbstbewußtsein mit einer nach den Regeln bürgerlicher Existenz objektivistischen, von fremder Hand gesteuerten, heteronomen Welt. Derlei macht Angst. In der Universitas der Wissenschaften hatte ich mich gut eingerichtet. Die Universität war Universum geworden, eine in sich runde Welt, darin sich günstig leben ließ. Der Aussicht auf's Examen verband sich die Möglichkeit ihres Untergangs - eine Vorstellung, die in meiner Seele apokalyptische Schrecken hervorzurufen geeignet war. Womit ich sagen will: Examensangst ist nichts besonderes. Sie kündigt den Wechsel der Welten an: heraus aus dem Mikrokosmos der Wissenschaft und hinein in den Makrokosmos der Anforderungen, Verpflichtungen und gesellschaftlichen Festschreibungen. Wie kommt eins da hindurch? Wie bin ich da hindurchgekommen?

Jetzt erzähle ich von mir. Ich bin, wie Sie alle hier im Rund, gelernter Theologe. Theologie ist nicht bloß Wissenschaft. Sie ist nicht bloß reflektierter Glaube. Sie ist auch nicht bloß die

Theorie einer bestimmten kirchlichen Praxis. Sie ist auch nicht bloß ein "Inbegriff derjenigen wissenschaftlichen Kenntnisse und Kunstregeln, ohne deren Besitz und Gebrauch eine zusammenstimmende Leitung der christlichen Kirche nicht möglich ist" (Schleiermacher, KD §5) - und wenn ich jetzt viermal "nicht bloß" gesagt habe, so bedeutet das: sie ist dies alles auch. Vielmehr ist Theologie in alledem zuvörderst und zuallererst eine Leidenschaft. In ihr wohnt und wirkt das Wissen-wollen des Glaubens. Deshalb nenne ich Theologie jetzt gewissermaßen eine gnostische Leidenschaft. Sie jagt nach, allezeit ungewiß, ob sie's erreicht, und wird gleichwohl nicht müde. Sie heftet sich an einen Gegenstand, der tatsächlich überhaupt kein Gegenstand ist. Sie klebt an einem Sachgehalt, dessen Sachhaltigkeit ihr in jedem ihrer Atemzüge immer wieder zu entgleiten droht. Vielleicht kennen Sie die alte Behauptung, derzufolge sich die Philosophie der Frage verdanke, warum denn überhaupt etwas sei bzw. warum denn nicht vielmehr nichts sei. Die Frage der Theologie ist anders. Sie ist existenziell. Sie heißt: Ist das, was ich da bin, tue und treibe, *was, oder ist es vielmehr nichts?* Deshalb treibt Theologie immer an die Grenze, ja, sie ist selber in bestimmter Weise Grenzwissenschaft, welche wohnt und nistet auf den Rändern meiner Existenz. Weshalb für mich ein unabdingbares Implikat aller wirklichen Theologie der metaphysische Schrecken ist, welches ist die meiner Leidenschaft gewissermaßen hämisch ins Gesicht lachende Frage, ob ich nicht tatsächlich und in Wirklichkeit ins Nichts hinein glaube, predige, handle und bin. Luther hat - Sie alle wissen es - den Theologen/die Theologin daran dingfest gemacht, daß er/sie Gesetz und Evangelium zu unterscheiden wisse. Ich habe sehr lange gebraucht, um dieses Dictum halbwegs zu verstehen. Ich übersetze es mir heute in den Satz: Es ist der/diejenige ein rechter Theologe, der sich in seiner Leidenschaft dem metaphysischen Schrecken auszusetzen vermag, hoffend, denselben im aktuellen Hören und Mitteilen des Glaubens gleichwohl beständig zu überwinden. Und denke niemand, daß ich hier von Marotten rede. Ich sage gut lutherisch: Wer die Erfahrung der Verborgenheit Gottes für sich selber nicht auszuhalten und durchzubuchstabieren vermag, der wird das religiöse Gemüt derer, die sich ihm anvertrauen und auf ein Wort der Tröstung hoffen, schwerlich erreichen. Gert Lüdemann, der so gut, wie er Neutestamentler geworden ist, hätte Pfarrer werden können, ist für mich derzeit das Musterexemplar eines Theologen, der dem nicht ausgewichen ist.- Also: Theologie, eine gnostische Leidenschaft und Wissenschaft auf der Grenze. Weshalb ich Schleiermacher mit seinen Kunstregeln natürlich zustimme, wofern er mit mir bereit ist, sich selbst beim Wort zu nehmen. Mit der Kunst teilt sich die Theologie in das entschlossene Hintasten auf die Grenze. Mit den Regeln aber teilt sie sich in die Wissenschaft.

Soviel als Präliminaria. Und wenn Sie jetzt fragen: Aber bitte, was hat das mit Examensvorbereitung zu tun?, so antworte ich: Eben dies, daß es nach meinem Dafürhalten keinen anderen Weg gibt, dieses administrativ eingeschnürte 1. theol. Examen, diese Grenze meiner autonomen studentischen Existenz zu durchschreiten, zu überstehen und zu *bestehen*, als allein die Leidenschaft der Theologie. Nichts nämlich ist existenziell vitaler, subjektiver (und damit auch freiheitsfähiger) als die Leidenschaft. Sie ist die Quelle, an welcher ich identisch bin und bleibe, und bleibe es auch im Gefüge der heteronomen Zwänge und Absurditäten. Womit ich Sie einladen möchte, sich vor allen Lernstrategien und Stoffsammlungen und Ratschlägen, welcher Prüfer wie ist - ich lade Sie ein, sich vor alledem ihrer theologischen Leidenschaft zu entsinnen. Die ist was wert. Die zählt vor Gott und den Menschen. Die kann, will und wird die Quelle Ihres Selbstbewußtseins sein. Das also zuerst.

Nur ist das mit der Leidenschaft so eine Sache. Der eine hat sie für Fußball, der andere für's Essen, die Dritte für Theologie - und siehe da, das ist alles ziemlich pauschal. Also kommt es jetzt darauf an, den Leidenschaftspunkt zu entdecken, denjenigen also, an welchem sich meine Leidenschaft entzündet. Schlicht gesagt: Was interessiert mich eigentlich an der Theologie? Wo ist der Punkt, an welchem mein Wissenwollen aufbricht? Denn natürlich: meine vitale Lust am Gegenstand verteilt sich nicht gleichmäßig über alle Sachfelder und Einzeldisziplinen der Theologie. Manches ist mir dringlicher, manches bleibt mir abstrakt, manches bleibt mir verschlossen. Also muß ich in eine Selbstreflexion eintreten: Wo schlägt mein Herz? Ich nenne dies eine Frage, die vor den Spiegel gehört. Es ist eine schwierige Frage. Ich bin ja besetzt und umwuchert vom Gestrüpp der Heteronomien ("Mein Gott, was *die* alles von mir wollen!"). Was aber will *ich*? Also schaue ich in den Spiegel. Was will ich? Ich will Examen machen. O.K. Ich will gute Noten erreichen. Auch O.K. Ich will Pfarrerin werden oder Pfarrer oder möchte lieber im Wissenschaftsbetrieb bleiben. Auch O.K. Was aber, du liebe Theologie, will ich von dir? Was will ich von dir wissen? Welches Geheimnis dir entreißen? Auf welche Fragen Antwort finden und also auf welche Fragen Antwort geben können? Wieso heißt Jesus eigentlich sündlos? Wieso heißt die Bibel Wort Gottes? Wieso haben die früher sich über Maria christotokos oder theotokos gezankt? Ich weiß nicht, wo Ihre Frage einsetzt. Ich weiß aber (und nenne dies jetzt die wichtigste methodische Regel): Ehe ich irgend jemandem irgendworauf irgendeine Antwort gebe, muß ich meine eigene Frage kennen. Deshalb ist die methodisch wichtigste Frage die: Was will ich eigentlich wissen? Wo bin ich mit meiner ganzen Person Frage, und wo also heische ich mit allen meinen Kräften Antwort?

Dieser Punkt der Selbstreflexion (also nicht: was wollen *die* wissen, sondern was will *ich* wissen) ist mir aus mehreren Gründen wichtig. Der erste ist individualpsychologischer Natur; der zweite sozialpsychologischer Natur; der dritte ist lernstrategischer Natur.

Zum ersten: Ich behaupte: Selbstbewußtsein fällt nicht vom Himmel. Es ist nicht angeboren und nicht anerzogen. Selbstbewußtsein hängt ganz oben an der Hartnäckigkeit und Konsequenz meines Fragens. Kinder in früher Phase ihrer Ich-Entwicklung fragen mit Vorliebe und 1000fach: Warum? Warum fällt Schnee? Warum haben Pferde keine Hände? Warum ißt der Hund nicht mit Messer und Gabel? Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, hat Jesus gesagt. Also soll ich vor meinen Fragen nicht davonlaufen und soll mich nicht mit Antworten zufrieden geben, an denen meine Seele in Wirklichkeit noch überhaupt keine Ruhe findet. Ich habe ein Recht auf meine Fragen. In der Wahrnehmung dieses Rechts erhebe ich - rücksichtslos gewissermaßen - Anspruch auf mich selbst. Ich bin jemand, der ein Recht hat, Fragen zu stellen, und ebenso ein Recht hat, Antwort zu heischen. Dieses Recht ist der Knotenpunkt meines Selbstbewußtseins - der individualpsychologische Aspekt.

Zum andern (der sozialpsychologische): Die Beharrlichkeit, mit der ich mein Fragerecht einfordere, macht mich meinem Gegenüber zum Gesprächspartner. Ich, der ich frage, prüfe, ob ich meine Frage mit dir teile. Will sagen: Meine Fragebereitschaft und Problemorientierung strahlen als Selbstbewußtsein aus. Sie wirken gesprächsorganisierend und gesprächsstrukturierend. Ich, der ich mein Problem festhalte, halte mich selbst als frageberechtigtes Subjekt fest. Das verhindert, daß ich zum Objekt irgendeines Aus- und Abfragens werde. Ich signalisiere - aus der Haut schwitzend sozusagen - partnerschaftliche Gesprächsbereitschaft. Mein Gegenüber wird es mir danken - der sozialpsychologische Aspekt.

Endlich der lernstrategische oder, wenn man so will, lerntheoretische Aspekt. Die Klarheit meiner Frage ("was will ich wissen") liefert mir den archimedischen Punkt oder auch das regulative Prinzip, von dem her ich meinen Stoff betrachte und dann eben auch tendenziell einhole. Beispiel: Mich beschäftigt z.Zt. der amerikanische Philosoph und Psychologe W. James. Ich lese in seinen Arbeiten. Gleichzeitig erhält mein Aufnehmen und Wahrnehmen eine ganz neue Richtung. Ich nehme eine Dogmatik in die Hand. Kommt er drin vor? Ich lerne: das und das kommt drin vor, nicht aber W. James. Ich höre (zufällig) ein Feature über amerikanische Geistesgeschichte: Spielt er darin eine Rolle? Ich lese Freud: Hat er James gekannt? Ich habe über einen Text aus dem AT zu predigen: Gibt er dafür etwas her? Will sagen: Meine existen-

zielle Frage strukturiert mir die Aneignung meines Stoffs. Ich habe einen Punkt, von welchem aus ich sehr disparate Sachverhalte ins Verstehen überführe. Dann allerdings behalte ich sie auch. Deshalb gehört zum Lernen ein Konzept - also nicht nur technische Überlegungen raum- und zeitökonomischer Art. Sondern: Welches ist der Blickwinkel - also mein Wissenwollen, aus dem ich mir die Dinge zu eigen mache? Und dies, füge ich hinzu, ist deswegen wichtig, weil solche Konzeptfähigkeit sowenig wie das Examen eine Einmalgeschichte ist. Es ist ein Irrtum zu meinen, wenn ich den hohen Gipfel des Examens erklommen habe, so öffnen sich dahinter die linden Auen der schmiegsamen Täler. Wenn ich den Gipfel erklommen habe, bin ich in Wahrheit mitten im Hochgebirge drin. Oder ohne Bild: Das sog. 1. theol. Examen ist lediglich die Anfangssituation einer Gesamtexamensexistenz. Die erste Unterrichtsstunde in volleigener Verantwortung, der Gottesdienst am Sonntagmorgen, die Rede vor den Honoratioren der Stadt - ich stehe immer wieder mit meiner ganzen Existenz auf dem Spiel, ich turne immer wieder auf der Grenze. Und immer wieder bleibe ich auf meine Grenzwissenschaft verwiesen. Pointiert gesagt: Die tägliche Arbeit in der Gemeinde ist auch so etwas wie ein tägliches Examen. Die Fülle der Erwartungen und Bedürfnisse, der Lebenssituationen und widerstreitenden Interessen sind nicht weniger disparat als die Fülle des in Büchern gedruckten theologischen Stoffs. Ich brauche den Punkt, von dem aus ich sie wahrnehme, ordne und gestalte. Ich brauche ein Konzept. Ich brauche Lust am Konzept, Fragelust und also Lust an mir selbst, sonst bin ich verloren. -

Am Ende von dem Vielen, was noch zu sagen wäre, aber jedenfalls noch ein (etwas längeres) Letztes. Lernen, so fasse ich jetzt zusammen, ist erschließendes Verstehen. Und deshalb tue ich jetzt einen letzten Schritt, und der geht so: Der Überstieg vom Wissenwollen zum Wissen, vom Noch-nicht-verstanden-Haben zum Verstehen enthält in sich als Negation das Wörtchen "nicht". Mein Wissen hebt mein Nicht-Wissen auf, und zwar in diesem hegelschen Doppelsinne, mit welchem mein Wissen einerseits den Zustand des Nicht-Wissens beendet, andererseits aber mein Wissen das vorher stattgehabte Nicht-Wissen unter sich enthält. Was hier so abstrakt akademisch klingt, ist tatsächlich eine hochpraktische Angelegenheit. Lernen, so habe ich meinen Kindern frühzeitig eingebleut, heißt: "Ich weiß etwas, das ich zuvor nicht wußte, jetzt aber weiß", welches bedeutet: Es ist nicht genug, den Lerngegenstand als gelerntem präsent zu haben. Als solcher erreicht er bestenfalls die vordersten Bezirke meines Gehirns (und wird alsbald wieder vergessen - das muß man auch können). Vielmehr ist es zu einem konzeptionellen Lernen erforderlich, den Akt der Aneignung und Erschließung, also den Überschnitt vom Nichtwissen zum Wissen zu merken und zu er-innern. Beispiel: Ich lerne

lateinische Wortkunde. Dort steht: amare = lieben. Dasjenige Lernen, von dem ich sage, es ist nur ein Schein von, verfährt so (Pennälerlernen): Mein Blick erfaßt die Gleichung in meiner Wortkunde und prägt sich ein: amare = lieben. Dann decke ich die deutsche Seite ab. Mein Blick erfaßt jetzt nur noch das lateinische Wort. Mein Gehirn fragt: Was bedeutet es auf deutsch? Mein Merkvermögen antwortet und sagt: Es bedeutet lieben. So bin ich's also zufrieden, lege meine Wortkunde beiseite und bemerke am nächsten Tag mit Verwunderung (und Verärgerung), daß ich es nicht mehr weiß. Warum? Weil mein Lernen mein Nicht-Wissen nicht mit aufgenommen und erinnert hat, also den durchaus existenziellen Akt, in welchem sich für mich das Nicht-Gewußte in das Gewußte hinein aufhebt. Deshalb heißt für mich nach abgeschlossenem Lernvorgang die Frage immer: Was war heute neu? Was weiß ich jetzt, was ich zuvor nicht wußte? Und meine Antwort heißt: Ich wußte zuvor nicht, weiß aber jetzt, daß amare lieben heißt. Psychologisch gesehen, ist also Lernen die Gesamterinnerung an den Vorgang der Aneignung und Erschließung. Weshalb ich für mich selber jeden Tag beende mit der Frage: Was war dir heute neu (eine Frage, die sich beim Zeitunglesen, in der Badewanne, auf dem Klo, beim Fernsehen oder im Einschlafen beliebig und zeitunaufwendig wiederholen läßt). Und übrigens stehe ich jeden Morgen mit der Frage auf: Was hat dich gestern zuletzt beschäftigt? Hier allerdings sind wir schon bei den technischen Fragen des Lernens angekommen, über die im Gespräch nachher vielleicht mehr. Nur die Sache mit der Negation im Lernen ist mir wichtig. Sie hat nämlich noch einen Aspekt, den ich jetzt nicht mehr ausführen kann. Es setzt mich nämlich instand, mein Nicht-Wissen zu erkennen und auszuhalten. Aber davon sage ich jetzt nichts mehr. Vielleicht können wir nachher unter dem Stichwort kategoriales Lernen noch ein wenig darüber sprechen.